

VI.

Ueber ein

morgenländisches Drama.

Einige Briefe.

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des spä-
teren Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was sät-
tigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen
begreifen —
Nenn' ich Sakontala Dich, und so ist alles gesagt.

Goethe.

V o r r e d e

z u r

S a k o n t a l a *).

Längst wußte man, daß die gelehrte Caste der Indier alte dramatische Gedichte besäße; aus dem großen Reichthum ihrer Mythologie und epischen Märchen war solches auch leicht zu vermuthen; eine Blume aber, wie die Sakontala, erwartete, und zwar beym ersten Funde, wohl niemand. Dem reich- und vielverdienten W. Jones war dieser glückliche Fund beschieden; sein Name wird mit der Sakontala blühen, wenn manche seiner andern Bestrebungen vergessen seyn werden: denn auch darin waltete über dies indische Drama ein gutes Schicksal, daß W. Jones es nicht, wie er es mit an-

*) Zur zweyten Ausgabe, Frankfurt am Main 1803. bey August Herrmann dem Jüngern. Anmerk. des Herausgebers.

bern Erzählungen und Poesien gemacht, anglistiren, sondern treu darstellen wollte. Wörtlich übersetzte er es zuerst in Latein, (und es wäre kein übel angewandtes Papier, wenn man diese wörtliche Uebersetzung öffentlich machen wollte) dann ins Englische treu und einfach.

Ein zweytes gutes Schicksal waltete über die Sakontala, da sie zur deutschen Uebersetzung dem gleichfalls vielverdienten und auch wie Jones zu frühe dahin gegangenen G. Forster in die Hand kam. Er, beyder Sprachen und der Naturgeschichte Indiens kundig, dabey ein Mann von Geschmack und zartem Gefühl, bereicherte seine Uebersetzung mit Erläuterungen, deren das englische Original entbehret; treffende Erläuterungen auch für andre Poesien der Indier, die ohne Kenntniß der Naturgeschichte dortiger Gegend einen großen Theil ihrer Anmuth verlieren. Uns Deutschen wird G. Forsters Name eben auch mit der Sakontala in lieblichem Andenken leben.

Eben deshalb ist bey dieser Ausgabe an seiner Uebersetzung nichts geändert, auch seiner Erläuterungen nichts hinzugefügt worden. Deutschland hat an ihr viel Freude genossen, und so bleibe sein Kranz unberührt. Die jüngere Generation lerne auch hier von dem Indier, immer vertrauter mit dem Geiste der Natur werden, und genieße ferner an dieser Sakontala Freude.

Denn sie verdienets. Das einfache Märchen des entscheidenden Ringes beut in der größten Mannigfaltigkeit eine Reihe Scenen dar, die von der sanftesten Idyllen = Anmuth im Hain der Einsiedler, zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken reichen. Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bey einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menscheng Geist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht.

Im indischen, nicht europäischen, Geist muß man also auch die Sakontala lesen. Die Idyllenscenen z. B. mit der Sanftmuth und Naturliebe dieses Volks, das in einer vom Himmel mit Naturgeschenken so reich ausgestatteten Gegend lebt und sich derselben erfreuet. Ihm werden Scenen der Natur, der Vertraulichkeit mit Pflanzen und Thieren, endlich der sinnlichen Liebe selbst nicht langweilig. Ihr Blut sprudelt nicht wie das Blut der von Gährung erhitzten Völker. Die Götterverehrung, die man dem Könige erweist, so ganz in indischen Sitten und indischer Denkweise, wird man sich gefallen lassen; nicht nur, weil, wie der Theaterdirektor beim Eingange zu vernehmen gibt, das Drama ein Hof-Divertissement seyn soll, sondern auch, weil eben hieraus, aus dem Vornehmen und Göttlichen der Königswürde, die höchsten Schönheiten des Drama

entsprossen; auf einem niedrigeren Boden konnten sie nicht entwickelt werden. Dahin gehört der Anstand des Königes im Haine sowohl als im Pallast, in der Liebe sowohl als in seinen Geschäften; dahin, die Zauberdecke, die auf seinen Fehl, die Vergessenheit seines Versprechens gelegt wird; eine höhere Macht hält ihm die Sinne gefangen, ein Fluch hat ihm, jedoch nur auf kurze Zeit, sein Gedächtniß geraubt; und auch diesen Fehl büßet er eben so edel als schmerzlich. Dahin endlich gehört sein Erwachen aus einer Traurigkeit, die zu nichts führet, seine Fahrt auf dem Wagen des Donnergottes, seine Belohnung — das Wiederfinden der Sakontala und seines heldenmüthigen Knaben. — Auf der andern Seite, Sakontala, das Kind der Natur, aufgeblüht im reinsten Aether, einem Schutz- und Erziehungs-ort der Frauen. Wald und Blumen, die geheiligte Einsamkeit sind das umzäunte Paradies, worin diese unbekannte Hochgeborene, als eine Blume, verborgen und ungestört sich entfaltete, ihre unschuldige Seele gebildet und gepflegt von der Hand der Weisheit ihres Pflagevaters; — und für wen? für den edelsten Mann; Er, der hochverehrte, angebetete König — Sie, die von der ganzen Natur gefeyerte weibliche Unschuld und Liebe.

Ich zweifle, ob menschlich zartere und zugleich vornehmere Ideen unsres Erdenweltalls können gedacht werden, als diese königliche Würde, diese Natur und Liebe, Indiens Heiligthümer. Das Epische in ihnen ist unübertrefflich.

Und zugleich allenthalben das Wunderbare höchst natürlich. Alles ist in der indischen Natur belebt; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung ist — Erscheinung, des und des Gottes, in dieser und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geister auf Geister; die sie umgebenden, darstellenden Hüllen und Formen sind — *Maja*, eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsgart, in der alles sich so leise und zart berührt, kann mit Beybehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt; der innere Sinn, der es am tiefsten, innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede.

Sehr zu wünschen wäre es also, wenn mehrere dramatische Stücke der Indier, von Kalidas und anderen Dichtern, treu übersetzt würden: ja es ist zu verwundern, daß, statt anderer weniger nutzbarer Bemühungen, dies noch nicht geschehen, da *W. Jones* in seiner Vorrede zur *Sakontala*, und *Fra Paolino da San Bartolomeo* in seiner Reise nach Ostindien*), deren eine Reihe anführen, solches nicht schon geschehen sey. Begierig schlug ich in *W. Jones Werken**)* den Titel auf: „die

*) *Fra Paolina da San Bartolomeo* Reise nach Ostindien, übersetzt von *J. R. Forster*. Berlin 1798. B. 2. Kap. 2. S. 375. u. f.

***) *The Works of W. Jones*. Vol. 6. p. 431.

Jahreszeiten, ein beschreibendes Gedicht von Kalidas;“ und fand beim Umschlagen des Blattes nichts als ein Advertissement, daß dies das erste im Sanskrit gedruckte Buch und dieser Ehre werth sey, in jeder Zeile. Lieber hätte ich aus einer Uebersetzung dies Lob ihm selbst gegeben. So ist wohl auch niemand, der sich nicht, aus W. Jones englischen Reimen hinweg, jede indische Erzählung, jeden indischen Hymnus in die einfachste Prose wünschte: denn, nach einem Gleichniß aus der Sakuntala selbst, paßt sich die englische Reimkunst zur indischen Dichtung, wie zehrendbrennendes Wasser auf die zarte Mallikablume, die es (wie die Engländer die Hindu's selbst) fengt und zerstört. Liefert man die Verzeichnisse indischer Handschriften in W. Jones Werken und in Dusely's Collectionen, die sich in den Händen sprachgelehrter Britten befinden, und siehet, was aus ihnen übersetzt worden, so hat man freylich zu mancher Verwunderung Anlaß *). Doch, was nicht ist, wird werden. Genug, daß

*) What has been done for Major Ousely, sagt ein Engländer selbst, who so a perfect acquaintance with classical literature, unites a knowledge of Hebrew, Syriac, Turkish, Arabic and Persian, which properly encouraged would make his Oriental Collections a fund of elegant and useval information? Nothing. Jonathan Scott. Schluß der Vorrede zum Bahar-Danusch, or Garden of Knowledge. Vol. I. 1799.

diese Geistes- und Gemüthschätze der friedseligsten Nation unsers Erdballs sammt ihrer Sprache, der kaufmännischen Nation desselben Balles anvertraut sind; früher oder später werden sie solche doch auch auf Gewinn anlegen. Du legtest solche nicht darauf an, guter William Jones; dein Name, Präsident indischer Literatur, bestehe ewig.

Uebrigens ist Sakontala, oder der entscheidende Ring, seiner Abweichungen vom Griechischen, Französischen und Englischen Theaterkostüme ungeachtet, ein Drama, wie irgend Eins es seyn mag, eine wahre, ja ich möchte sagen, die zarteste Schicksalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe sind so treu geschildert, die Charaktere so fest und zart gehalten; unmerklich und unauflöslich den Sterblichen, wird der Knoten zusammengezogen und königlich-göttlich gelöst. Die Sprache ist geschmückt, blumenreich und nie doch übertrieben, das Betragen der Personen und Stände gegen einander, seyen sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem diesem das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemischten Stimmen der Musik, die Züge der Mahlerey, des Schmuckes, des Scherzes sind eben so original als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des Paradieses, sind (wer darfs läugnen?) selbst paradiesisch. Finde Sakontala auch in dieser Ausgabe, wie in der ersten

viele Freundinnen und Freunde, empfangen sie auch bald aus den reichen Schätzen Indiens dramatische Geschwister, die ihr gleichen.

Weimar den 2. May 1803.

J. G. v. Herder.

Erster Brief.

Sind Sie auch des Glaubens, daß kein morgenländisches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe; eine Behauptung, der man viele Ursachen unterzulegen wußte; so werden Sie wohl diesem Glauben absagen müssen, wenn ich Ihnen ein morgenländisches Schauspiel, unter allen Schauspielen der Welt eins der ersten seiner Art, anzeige. „Doch nicht ein Sinesisches? etwa eine Schwester jenes Waisenkinds, das Voltaire in französischer Kleidung auf seine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der Sinesischen besten Schauspiele, die du Haldé anführet und um die sich von Europa aus Niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus diesem Lande.“ Sakontala heißt mein Drama: ein Indisches Schauspiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones herbeigeschafft, und ins Englische, aus dieser Sprache von G. Forster ins Deutsche so gut übersezt, daß es sich fast besser als das eng-

lische Original liefert *). Säumen Sie nicht, zum Genuß dieser unerwarteten Blume zu gelangen; eine schwache Zeichnung derselben, bey der ich mit Bedacht mehr verschweige als darlege, soll nichts als die Lust dazu in Ihnen vermehren.

Duschmanta, Kaiser von Indien, ein Zweig aus dem Geschlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle: der Wagenführer redet ihn an und schildert ihn, wie ein Grieche den jagenden Apollo schildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle des Wagens sind in wenigen Zügen so anschaulich gemacht, daß man sofort vor dem Gemälde des Orts und der Handlung steht. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine Stimme; diese Antilope, o König, hat in unserm Walde ihren Zufluchtsort!“ Alsobald hält der Wagen: ein Einsiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürst, und der Einsiedler ladet ihn ein in diese geweihte Freystätte, in der die Pflgetochter eines verehrten Bramanen, in dessen Abwesenheit, Gastfreundschaft übe. Duschmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, steigt ab vom Wagen, legt seinen Königsschmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm selbst wundersamen Ahnung. Welch ein schöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieses Drama! Leise und höchst natürlich wird nicht nur Sakantala angekündigt, sondern ihr auch im Gemüth des Les-

*) Sakantala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von G. Forster. Mainz und Leipzig. 1791.

fers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem, was folgt, ihr Schirm seyn muß: denn wenn in diesem Haine das gejagte Reh seine Freystätte findet, wie sollte die eines solchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in diesem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwei Gespielinnen erscheint, und entzückt des Königs Auge. Die Pärte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, sondern aus Schwesterlicher Neigung. Tief ist das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, insonderheit in weiblichen Seelen sich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala ist gleichsam die Königin dieses Mitgeföhles. Liebliche Reden sind, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geschäft und über sie selbst sagen. Eben finden sie in ihrer geliebtesten Blume eine Vorbedeutung ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und lieblosen ihr auf die unschuldigste Weise. Aber eine summende Biene fährt aus der Mallikablume, und will nicht von ihr lassen. So wird auch im Kleinsten die zukünftige Handlung nicht vorbedeutet, sondern wirksam eingeleitet. Denn eben diese ganze Scene, in welcher Sakontala sich unschuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duschmanta behorcht. Liebetrunken hangt sein Auge an ihr, und sein Gemüth quälet sich mit dem einzigen Zweifel, ob dies süße Geschöpf als eine Bramanentochter ihm auch versagt seyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gastfreundschaft, der bescheidensten Wohlansständigkeit und einer paradiesfischen Unschuld. Immer mehr wird Duschmanta von Liebe durchdrungen, und da

es sich in der kunstlosesten Unterredung gleichsam von selbst entwickelt, daß sie nicht des Bramanen, sondern des berühmten Königs Nausika Tochter, Tochter einer Nymphe des niedern Himmels, sey; so findet er den Wunsch eines Herzens erfüllet; er entdeckt sich durch seinen Ring, und da ein Geschrey über die Nähe eines wüthenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibt er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne sey es von mir, alle Auftritte so zu durchgehen; lesen Sie, und Sie werden in diesen ersten Scenen alle Symptome der Liebe von der leisesten Sehnsucht an, durch alle schüchterne Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewisheit; ja was die Liebe Zartes, selbst Buhlendes und Tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt, finden. Duschmanta und Sakontala sind nach der ältesten, heiligsten Weise Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun schlinget sich der Knote. Bey dem Abzuge des Königes erschallen Trauerstimmen: die Freundinnen der Sakontala werden besorgt: wir hören, daß ein böser Gast auf sie, unwissend ihr selbst, einen wilden Fluch gelegt habe, der auf der Freundin Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pflegevater, ist wieder gekommen, Er, der wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; lesen Sie, wie er Sakontala zu ihrer Abreise bereitet, wie er ihren Abschied den Nymphen kund thut und diese antworten; wie sie selbst Abschied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten

Madhawi-

Madhavi-Strauch und dem Rehchen. Lesen Sie die Lehren, die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt; und nun die Katastrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie, durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebey erscheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala sich, wie sich ihr Führer, wie der Priester, wie sich der König selbst betragen. Die Katastrophe rückt fort; der Knote wird zusammengezogen. Nach der höchsten Beleidigung, die einem unschuldigen Wesen zugefügt werden konnte, werden Sie alle Qualen der Reue, der Liebe, des endlosen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geschildert und ausgedrückt finden. Geben Sie dabey auf jeden Zug acht; keiner ist müßig, selbst nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann sehen Sie, wie aus der tiefsten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflamnte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum König, zum Gehülfsen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerstöre Ihre Freude, sich mit Duschmanta auf dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden, der das Ziel der menschlichen Phantasie zu seyn scheint. Werfen Sie also mein Blatt weg, und lesen das Buch, aber nicht europäisch, d. i. um etwa nur den Ausgang zu wissen, mit flüchtiger Neugierde, sondern indisch, mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; sodann wünsche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweyter Brief.

Ist es möglich, daß Sie an der Echtheit der Sakontala anders zweifeln können, als sofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an einem unerwarteten Gute, das vor uns ist, gleichsam liebend = ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben, wann er wolle; ein Europäer war dieser Dichter Kalidas nicht: darüber dürfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Gesichtskreis herrscht in diesen Werke! ein Gesichtskreis über Himmel und Erde. Welch eine eigene Art, alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde. Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, der Lebensweise und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geschlechterabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in diese verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das System und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzusagen wüßte. Ueberdem ist die Zeit, in welche dies Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten, die darin herrschen, sind nicht die heutigen Sitten. Das Band, das Götter und Menschen, die sichtbare und unsichtbare Welt knüpft, ist so sonderbar geflochten, daß wir es, der Denkart unsres Zeitalters nach, zwar anstaunen und erklären, schwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darstellen könnten.

Führen Sie mir nicht den Macpherson mit seinem Ossian, oder den unglücklichen Chatterton mit seinem Rowley an; Dinge, die keine Vergleichung leiden. Macpherson hat seinen Ossian nicht erfunden, und dem Rowley des kühnen Jünglings sahe man seinen Ursprung eben so leicht an, als man ihn mancher morgenländischen Geschichte ansiehet, die uns die englischen Wochenblätter als Einfleidung vortragen. Wer aber, mit indischer Genauigkeit und bedeutungsvoller Zartheit, eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der große Apollo, oder der indische Kristnu selbst in wiedererscheinender Wunderschönheit. Das Fremde selbst in dem Stück ein Siegel der Richtigkeit; „wunderbar, ungläublich sogar, sagte jener Kirchenvater, aber eben deshalb ist's wahr.“

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach unglaublich; was die Richtigkeit des Stückes betrifft, ist nichts glaubwürdiger, als die Art, wie es zu uns gelangt. Lesen Sie nochmals die Vorrede Jones, und bemerken, wie unschuldig er nur zur Nachfrage nach indischen Schauspielen, die er selbst nicht zu finden glaubte, gekommen sey. Sehen Sie die Rechenschaft an, die er von seiner Uebersetzung giebt, „wie er dies Stück zuerst Wort für Wort ins Lateinische gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins Englische übersetzt, und zuletzt, ohne irgend einen wesentlichen Ausdruck ab, oder hinzuzuthun, seiner Uebersetzung nur die fremdartige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publikum als ein authentisches Bild der alten Hinduischen Sitten vollendet habe.“ Nun ist ja

von Herrn Jones sowohl seine Geschicklichkeit, als Treue und Sorgfalt, aus andern Uebersetzungen gnugsam bekannt: sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst enthält derselben mehrere aus arabischen und persischen Dichtern, bey denen es noch niemanden eingefallen ist, an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir-Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der Bengalischen Gesellschaft hat er als Präsident derselben für die Treue und Aechtheit der mitgetheilten Alterthümer auf eine Art gesorgt, wie mir sonst kein Beyspiel bekannt ist. Sie dürfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift, seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala lesen. Unbefangen giebt er Anzeige, was er von dem Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke, die ihm genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht anders, als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, moralischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vorsteher einer Gesellschaft, die er in Bekanntmachung dieser Schätze zum Wettstreit mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr Jones seine eignen Nachbildungen von dem, was er wörtlich übersetzte, treu unterschieden, wovon Sie in seinem Buch über die morgenländische Dichtkunst sowohl, als in seinen eignen Gedichten, den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. seine Hymnen auf einige indische Gottheiten, oder andre Gedichte solcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er seine politischen Begriffe zog, welches denn auch seine Poesie

selbst, die im höchsten Grade englisch ist, zeigt. Wo finden Sie nun in der Sakontala den englischen Schnitt. den sonst diese Nation nie verläugnet? Sie führen die Scene der Fischer, die den Ring bringen, und den lustigen Mohawya an, und nennen sie shakespearisch; aber was ist shakespearisch? Ist es die Natur selbst; so shakespearisiret diese in Indien sowohl, als in England, so daß ich gerade im Gegentheil diese Scenen im höchsten Grade indisch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. Fr., verführt mehr als dergleichen Zweifeley, wir mögen sie bey Griechen, Römern oder Indiern anbringen; sie verstopft den Geist und giebt dem Geschmack zuletzt eine falsche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müssen Sie die anderweit bekanntgemachten urkundlichen Schriften der Indier, oder wenigstens die unzweifelhaften Nachrichten von diesen Schriften lesen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke *). Wenn Sie diesen ungeheuren Vorrath indischer Literatur zu Bildung der Sprache sowohl als zum Anbau der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens mit Erstaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört scheinen, daß ein so bücherreiches Volk auch Schauspiele gehabt habe? Warden Sie nicht vielmehr mit mir

*) On the Literature of the Hindous, in den Asiat. Researches Vol. I. p. 340. seq. Die dänischen Missionsberichte, und viele Reisende bestätigen diese Anzeige in einzelnen Datis.

wünschen, daß statt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. f. man uns mit nützlichen und angenehmen Schriften der Indier, vor allen mit ihren besten Poesien in jeder Art beschenke? Diese machen uns den Geist und Charakter des Volks am meisten lebendig, wie ich denn gern bekenne, aus der einzigen Sakontala mehr wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben, als aus allen ihren Apnekats und Bagawedams. Freylich müßten aus ihren ungeheuern epischen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poesien für die niedern Stämme (Saitia oder Kawija-Sastra) nicht minder: denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Klasse der Sudra's gefallen, wenn die Schriften, die sie auch über Theile der Naturwissenschaft und das bürgerliche Leben besitzen, lehrreicher und unterhaltender sind, als die ewigen Bussungslehren und Göttergeschichten der Bramanen? Die leichten Poesien der Indier lobt Herr Jones sehr, gewiß ein gültiger Richter; so auch ihr feines System der Musik und vieles andre. Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekanntermaßen indischen Ursprungs, und der feine Märchengeist des Volks zeigt sich in seiner Mythologie gnugsam. Daneben ist die metaphysische und moralische Spekulation bey ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, so daß, wenn jedes dieser Felder mit gehöriger Dekonomie und einer fortgehenden Rücksicht, was für uns Europäer merkwürdig und interessant sey, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Produkte zu hoffen wäre. Sehr ungerne las ich also, daß Herr Jones, außer dem Gesetzbuch des Menu,

Künftigen Uebersetzungen so gut als absagt; ich hoffe aber dennoch, daß der Genius seiner Natur wider seinen Willen in ihn zurückkehren, und, wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, sie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Literatur der Araber, Perser, Indier so wirksam gemacht hat. Wie? einen Mann von seinen Talenten, von seiner vielumfassenden Sprachkunde, seiner Lust und Liebe zur Erweiterung der Wissenschaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin gestellet, wo Er stehet, und Er könnte, auch bey andern Rücksichten, seiner edeln Natur entsagen? Das Blatt ist zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel: so entdecken Sie mir solche unverholen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glauben, ich lachen würde, das hatte ich bey der Sakontala selbst gethan; ich hatte sie nämlich aus Scherz und im Ernst mit Aristoteles Poetik verglichen und zu bemerken gesucht, ob Kalidas, der hundert Jahr vor Christo gelebt haben soll, den Aristoteles recht beherzigt, oder Aristoteles auf Kalidas gehörige Rücksicht genommen habe. Im Ernst, m. Fr., halte ich eine solche Prüfung nützlich: denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Ehropa, so gut als völlig ohne den Aristoteles entstanden ist, mithin wir an ihnen unabhängige Punkte der Vergleichung gnug haben: so

war es mir, weil doch Eins dieser Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntschaft mit einander gewesen, sehr angenehm, ein in seiner Art vollkommenes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um dasselbe dem Regelmass des Aristoteles zu nähern. Je mehrere freye Punkte der Vergleichung wir haben, desto leichter wird uns die Auflösung der Frage: „was in Aristoteles Dichtkunst blos Lokal-Geschmack oder allgemeines, ewiges Gesetz sey?“ ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöst worden. Denn ob Lessing gleich seinen Aristoteles gegen die Anmassungen mehrerer französischen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen gründlich gerettet hat: so ist solches doch, meines Wissens, gegen andre dramatische Dichter, z. B. der Engländer und Spanier, noch nicht geschehen, und doch bin ich überzeugt, daß bey jeder scharfen Zusammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch liege, ansehnlich gewinnen würde. Versuchen wirs also mit unserm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das Trauer- und Lustspiel?“ Dies kann uns nicht hindern; lassen Sie uns das Wesentliche beyder Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelt der

Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung. Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, veraleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden Künsten, und giebt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will, daß diese Handlung ernsthaft, sodann vollständig sey, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch eine Größe habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dies ist bey der Sakontala kein Streit: in ihr ist Handlung, d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck vom Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe; und da Aristoteles selbst sagt, daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse: so können wirs dem Dichter Kalidas zutrauen, daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bey dramatischen Stücken dies Maas der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang, was unsern Vorfahren nicht also dünkte: ein mittelmäßiges französisches Trauerspiel dauert uns Deutschen länger, als das längste Stück von Shakespear; oft wird uns in der Vorstellung lang, was uns im Lesen sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein dramatisches Stück sey ein Ganzes von Anfange bis zu Ende, belebt in allen seinen Theilen und Gliedern zu seinem dramatischen Endzweck; so hat

es sein Maas, seine Größe in sich. Sakontala ist ein solches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern, die daran Interesse fanden, gewiß übersehbar, ja im höchsten Grade befriedigend seyn mußte. Die Fabel rollet sich aufs eigenste ab; höchst einfach, ohne Episoden fortgeführt, läßt sie sich Zeit, und doch eilt sie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andre Bewandniß scheint's mit dem andern Theil der Aristotelischen Erklärung des Trauerspiels zu haben, in Scenen, welche dahin gehören: denn wenn dies Drama durch Mitleiden und Furcht wirken soll; kann es eine zartere, und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben, als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegnissen fühlen? Aber auch gegen Duschmanta? Hier, m. Fr., verwirret sich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreißen, sondern gemach entwickeln wollen: denn eben dadurch wird vielleicht der Unterschied des Orients und Griechenlands sichtbar.

Duschmanta hat den Wald, und in ihm seine geliebte Sakontala verlassen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als seine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen versprochen. Er holet sie nicht; ein böser Fluch ist auf sie gefallen, daß ihr Gemahl sie vergessen, daß er sie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelassenen Ring erblickt; und unglücklicher Weise mußte sie auch diesen verlieren. Sakontala weiß von diesem Verhängnisse nichts; Duschmanta eben so wenig; beyde leiden also unverschuldet. Glauben wir dieses nun ganz und rein,

wie es der Dichter will und es wahrscheinlich die Indier glaubten: so hat Duschmanta eben so viel Anrecht an unser Mitleid als Sakontala selbst; und der Dichter hat gewiß nichts versäumt, ihm dieses zu erwerben. Neukerst hat er den König geschont und geehret; das Versprechen, Sakontala abzuholen, ist nicht vor unsern Augen gesch. hen, und ehe sie ankommt, erblicken wir ihn unter den edelsten Beschäftigungen seines königlichen Amtes. Sie steht vor ihm; er kennet sie nicht: durch Macht des Schicksals ist Wald und Alles aus seinem Gedächtnisse verschwunden; alle seine Mühe, eine Spur davon in seiner Seele aufzufinden, ist vergeblich. Selbst da die Götter sie weggerückt haben, schreibt ers der Zauberey zu. Aber der Ring wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von seiner Seele, und er ist im entsetzlichsten Zustande. Kein Vergnügen, selbst keine seiner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus reißen. Der Dichter rechnete darauf, daß wir dies alles, wie er es uns vorstellt, glauben sollten; Aristoteles aber rechnete darauf nicht. Er will, daß auf der Bühne alles natürlich geschehen, und sich in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst entwickeln sollte. Die Maschinen des Wunderbaren erlaubt er nur außerhalb der Handlung; ein Theil von dieser müßten sie nie werden: denn in ihr müßte jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Aristoteles; der indische Dichter konnte nicht so denken, oder sein Held war abscheulich; selbst Sakontala konnte sodann, auch nach allen ausgestandenen Qualen der Neue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer ersten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas

also die magische Decke der Vergessenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in diese Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur sind Geister allenthalben mit im Spiele; sondern ehe der König in den Wald tritt, ist Kanna schon abwesend, um ein über seiner Pflegetochter Sakontala hangendes böses Schicksal von ihr zu entfernen. Sein Wunsch wird ihm durch die feyerliche Verkündigung gewährt, daß aus ihrem Schoos ein Götterkind, ein Beherrscher Indiens, entspringen werde; und nun ist er über jedes zwischenliegende Hinderniß, wie ein höherer Geist hinwegsehend, ruhig. Dem Ausspruch der Götter gemäß gibt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle; und läßt das Verhängniß walten. Der Grieche forderte eine in jedem Theil natürliche Entwicklung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weshalb man, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gekleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sey, darüber ist wohl kein Zweifel; eben der schärfere Gebrauch der Vernunft ist's, der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der griechische Weise legt es auch bey der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grund-

gefes seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung, nur deshalb so angenehm, „weil nicht nur die Welt-
 „weisen, sondern auch andre Menschen gerne lernen,
 „gern ihre Erkenntniß vermehren.“ Je zusammen-
 hängender und natürlicher sich nun Begebenheiten,
 Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reiche-
 ren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das
 Drama; daher er auch seinem Trauerspiel den phi-
 losophischen Endzweck geben konnte, „durch Furcht
 und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu be-
 wirken.“ Ein so hohes Ziel hatte das indische Drama
 nicht. „Wozu eine lange Rede?“ sagt der Theater-
 Direktor, als Prologus der Sakontala; „wenn Sie
 „mit Ihrem Puz fertig sind, Madame, so belieben
 „Sie nur zum Vorschein zu kommen. — Insofern
 „ein erleuchtetes Publikum von unsern theatralischen
 „Talenten Vergnügen empfängt und aus-
 „drückt, insofern und nicht weiter setze ich auf
 „diese Talente einen Werth.“ Die Schauspielerin
 gibt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer
 durch Gesang in die Stimmung, die fürs Theater
 gehört, und der entscheidende Ring fängt vor
 dem Beschützer aller frohen Künste und seiner erlese-
 nen Versammlung an zu spielen. So unaristotelisch
 dies vom Theaterdirektor gedacht scheint: so hat es
 dennoch seine wahre Seite. Vergnügen ist immer
 der nächste Zweck aller frohen Künste, und das
 unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck.
 Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus
 unsre Seelenkräfte: so mag man in ihm weder ler-
 nen, noch seine Leidenschaften reinigen. Nun hat
 aber insonderheit das Wunderbare bey jedem
 Volk sein eigenes Maas als Ingrediens zum Gefal-

len, zur Täuschung. Auch die Griechen konnten dessen nicht entbehren, und Aristoteles selbst hat deshalb ausdrücklich ein Gebot gestellt: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen: denn das Wunderbare ist süß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epöee gehört;“ da denn alles zuletzt theils auf die Materie, theils auf die Macht des Dichters, theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama spielt. Was Einem Volk, Einer Zeit unglaublich ist, ist's der andern nicht, bey welcher sodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuschauenden erhöht, ihre Aufmerksamkeit stärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauschernder Göttertrank, bis zum höchsten Grade vollendet. So scheint es mir mit diesem und vielleicht mit mehreren indischen Stücken gewesen zu seyn, weil die Hindu's in diesem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reichs, (des ersten Reiches der Erde in ihrer Meynung,) reichet dicht an die Region der Götter, auch die Stammutter derselben mußte also daher entsprungen seyn, und nur der entscheidende Ring des Schicksals konnte sie beyde vermählt haben. In dieser Region ward das Wunderbarste natürlich.

Wollen Sie sich, m. Fr., hievon überzeugen, so lesen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern desselben sind Geister und Menschen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; insonderheit gelten die Gebete und Berwünschungen der Einsiedler und Weisen als unwi-

derrussliche Aussprüche des Schicksals *). Ja findet sich nicht bey allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirdischen noch nicht so hoch erhöht, daß nicht eine Nymphe sich zur Umarmung eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternentraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Außer ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art, was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlechtthin die Belehrung aufhebe; es macht

*) Die Geschichte des Königs Parikschitu, die einen großen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala, ganz darauf gebaut. S. Sammlung Asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem geheimnißreichen Schleyer der Verstand gleichsam verstoßen und desto freywilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich, ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königs Vermählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, das solltest Du nicht thun! „Du solltest deinen Vater Kanna erwarten.“ Oder wenn Sie, zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten, ob Ihnen nicht wenigstens in der entsetzlichen Scene, da der König sie ganz und gar verkennet, mithin sie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchste kränket, da sie, eine Königin, die rechtmäßige Gemahlin Duschmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweise, von Göttern und Menschen verlassen, in der niedrigsten Gestalt da steht, ob Ihnen nicht, damals wenigstens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duschmanta; unter dem Zauberstaube der Zeit und der Entfernung, unter Chören lobpreisender Sängern, und im Taumelkreise des Hofes verlieren sie ihr Gedächtniß.“

Gewiß müssen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der vorausgesetzten Verblendung die stärkste Wirkung des tragischen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem der verblendende König aus Unwissenheit, ja in der Meynung, daß er auf seinem heiligen Sitz sehr rein und edel handle, da er sich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht, das er nachher so schwer büßen muß, ja ohne Zwischen-

schenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Lesen Sie, was Aristoteles von solchen Scenen (Kap. 14.) sagt, und Sie werden die Wirkung des Wunderbaren hier sehr dramatisch finden. Es ist ein Knote, der Auflösung eines Gottes werth, weil Götter ihn selbst geknüpft haben: Sakontala wird entrückt, (wir wissen nicht wohin?) aber wir sahen für sie keinen andern Ausweg. Auch ist's der Götter werth, daß Duschmanta, nachdem er unter dem Rausche ihrer Verblendung so lange gelitten hatte, durch sie aus der tiefsten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unsichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer ist dieser Freund des Königes, dieser weise Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr, als einst die Hofbeamten dieser Art in Europa waren. Dem Könige sagt er zuweilen die Wahrheit, gerade hier aber sagte er sie ihm nicht, als dieser, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, die größte Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde gewesen, und Er stand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem, was der König gelitten hat, dünkte mich's also die billigste Strafe, daß sein Freund auch etwas leide und für sein Schweigen jetzt aus den Lüften seine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königes, der seinem Freunde bespringt, zuerst durch diesen Aufruf geweckt wird, bis sie ihre höhere Bestimmung findet; so steht auch als Uebergang dieser lustige Auftritt sehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt seine Handlung und die darin verflochtenen Charaktere, wo es sie findet, und in allen Nuancen: Wald und Hof,
Herders W. z. sch. Lit. u. Kunst, IX. R. Blumenlese.

Romisches und Tragisches ist in ihm; es erstreckt sich über Himmel und Erde.

Unvermerkt sind wir also zur Hauptfrage gelangt: „wie sich Sakontala überhaupt als Drama zu Aristoteles Begriffen von der theatralischen Poesie verhalte, und zu welcher Gattung derselben es gehöre? Ist es ein Trauer-, ein Lust-, oder ein sogenanntes Mischspiel?“ Ich antworte kurz: ein episches Drama.

Alle sind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche Lokal- und Zeitmäßige der griechischen Schaubühne kein Gesetz für alle Orte und Zeiten der Welt seyn möge. Denn da wir wissen, daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entstanden sey, und sich daraus gleichsam zergliedert habe, daß eben dieses Chors wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgesetzt war; (widrigenfalls sich beyde auf ewig hätten scheiden müssen:) so darf niemand Zweifel erregen, ob, wo kein griechischer Chor, kein griechischer Markt oder Pallast statt findet, irgend Eine der Beschränkungen statt finden müsse, an welche unter andern Umständen auch bey den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zusammenhang der Theile also, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung ist die Seele des Drama; keine kleinliche Rücksicht auf Ort und Zeit, von der auch Aristoteles sehr entfernt war. Selbst der einfachen Fabel redet dieser nichts weniger, als das Wort; die zusammengesetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie sie es ihm denn auch ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach seyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterstück gewöhnlich zu kurz: sie spielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechische Komödie zu einfach; ihre Theaterdichter, die von den Griechen borgten, mußten also aus mehreren Stücken ein Ganzes zusammenheften. Alle europäischen Nationen endlich brachten, ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechischen Zuschnitt auf die Bühne, und geriethen sogar, wenn sie an Aristoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf seltsame Mißverständnisse, Scheinabfindungen und Komplimente. Woher dies alles? weil der äußere Zuschnitt des griechischen Theaters uns fremd ist und bleiben wird, indem wir an seinem gottesdienstlichen oder republikanischen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne sind uns Begebenheiten der Welt; unser Gesichtskreis ist erweitert, unsere Theilnehmung zwar gewiß nicht urtheilvoller, feiner, tiefer, als sie es bey den besten Griechen gewesen seyn mochte, aber bedingungsloser und gleichsam unumschränkter. Daher die Form der alten spanischen und englischen Stücke; daher auch die Form dieses indischen Drama.

Hat Aristoteles diese Form nicht gekannt? ist sie etwa, wofür man sie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte sie wohl; steuert aber, wie er kann, dagegen, und sucht das Drama seiner Nation in den Kunstschranken zweyer unvermischten Gattungen, des Trauer- und Lustspiels zu erhalten. „Nach den Regeln der Kunst,“ sagt er, sind Trauerspiele, worin das Glück in Unglück verwandelt wird, die schönsten. Die Fabeln „von einer doppelten Zusammensetzung, die sich durch

„einen entgegengesetzten Glückswechsel der Tugend- und Lasterhaften enden, sind minder schön, und es ist nur der Schwachheit der Zuschauer zuzuschreiben, wenn man ihnen den ersten Platz zuerthet.“ denn nicht fürs Trauer- sondern fürs Lustspiel, meynt er, schicke es sich, daß die ärgsten Feinde zuletzt als Freunde auseinander gehen. Desgleichen ist er sehr dagegen, daß man das Drama zu einer Epopee verlängere, oder eine Epopee mit ihren Episoden auf die Bühne bringe, u. f.

Die Ursache, warum Aristoteles so strenge abschloß, erhellet von selbst: denn mit dieser Verlängerung und Vermischung des Drama ging nothwendig die Schärfe seines ganzen Kunstbegriffs verloren. Die verlängerte Senne erschlaffte, das zum Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr so unverwandt auf jene Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, oder bey dem Lustspiel aufs Lächerliche ausgehn, es mischten sich viele und vielerley Empfindungen durcheinander, und zuletzt artete alles in jene schlaffe philanthropische Mitempfindung, oder in jene kalte Passivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Pest der dramatischen Kunst ist. Es wäre viel zu weitläufig, hier untersuchen zu wollen, wiefern dieses bey allen Nationen eingetroffen sey, die statt der Trauer- und Lustspiele Märchen, Gemälde des bürgerlichen Lebens, oder Abentheuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweise auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geschichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatische Kunstgefühl der Griechen blieb manchem Volk ganz fremde. Wel-

den Platz man einst den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt sind, unter den Theaterliebhabern anweisen werde, mag die Zeit entscheiden; genug, daß dies erste Stück, das wir von ihnen kennen, ob es gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesentlichen Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst grenzet. Um zwey Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlinget sich alles; die höchste Mannigfaltigkeit ruhet auf der simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des Stücks Einiges zu sagen. Jene sind, nach indischer Art, nicht scharf, aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grade idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles, was eine indische Blume des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gottheit. Die Göttin Uditī will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig seyn?“ Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottesgedanken unmittelbare Botschaft; kann etwas Erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, kindisch und prinziglich geschildert; *flos juventutis in principe, princeps juventutis*. Die Anerkennung des Va-

ters ist hier so rührend schön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend = schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister) waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bey Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büßungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichts mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder des unermesslichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeyert werden, und wie dürstig mag die Tradition gewesen seyn, auf die der Dichter baute, die er so hoch idealisirte *)!

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichnissen und Bildern sind die zartesten und prächtigsten, wie sie nur jenes Klima mit seinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbst Griechenland scheint arm dagegen, noch mehr sind die nordischen Länder. Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen; aber sie ertönten nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Die Indier haben

*) Der Bagawadam sagt nichts von dieser Geschichte, als: „Melens Sohn war Duschmanden. Auf der Jagd beschloß dieser die Sugundelen; sie brachte den Sorüdeminen zur Welt, den der Vater auf die Versicherung des Agassatani für den Seinigen erkannt. Dieses Kind hieß Baraden und von ihm stammt eure Familie ab. (Sugen nämlich spricht zum Könige Parikschitu) „Baraden war einer der berühmtesten Eroberer, er unterwarf sich alle Könige der Welt.“ Dies ist das Kind, das in der Sakontala mit dem jungen Löwen spielt.

also auch das gekannt, was Aristoteles den gewürzten Ausdruck (*λογον ηδυσμενον*) des Drama nennt, wozu bey den Griechen Rhythmus, Harmonie, Gesang gehörte; denn wie sehr dies Drama im Ausdruck gewürzt sey, werden Sie in der Vorrede zu ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja fast länger, als Aristoteles Poetik selbst ist. Hielten Sie es nicht auch, m. Fr., in mehreren Rücksichten beynahе nothwendig, daß Sakontala nicht das einzige übersezte indische Schauspiel bleibe? Haben Sie eine Stimme, die so weit gelangt, so wenden Sie das Beste an, das Sie vermögen. —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten bey, die sich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüten zum vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indessen belebet sie doch alle der Geist Eines Klima.

Kama's Erscheinung*).

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,

Dessen Wagen, dem rings Alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten stieg aus glänzenden Wellen der Mond
auf;

Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhl-
ten um ihn.

*) Kama, der Gott der Liebe.

Sey mir gegrüßet, o Gott! Du hast die Holde bezwun-
gen,

Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambagom-
blume

Seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen
Stimme —

Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt.
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe sich aufthut,
Thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

T a m a j a n d r i .

Der wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
Hatte schaffend sich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfeßlerinnen
Feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Rama und die Anmuth, seine Gattin,
Legten, als sie die Gestalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erhoben sich der Wollust Hügel,
Rund, wie Wilwamfrüchte, leise wallend
Wie der Ton der seufzendsüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drey davon verschoss er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwey übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.
